

Ostasiatische Professoren an Westlichen Hochschulen

Notwendige Bemerkungen zu einer Rezension von Hermann Köster¹

Von Wolfgang Franke (Hamburg)

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind in den Vereinigten Staaten von Amerika mehr und mehr sich auf Ostasien beziehende Lehrstühle an Universitäten – sei es für Sinologie und Japanologie oder auch für ostasiatische Geschichte, Politik, Soziologie, usw. – mit Chinesen und Japanern besetzt, die in ihrem Heimatland aufgewachsen sind und dort zumindest ihre Primär- und Sekundärausbildung, wenn nicht gar Hochschulausbildung erhalten haben. So gut wie alle von ihnen haben dann ihre Studien in den Vereinigten Staaten oder in anderen westlichen Ländern fortgesetzt und dort einen höheren akademischen Grad – in der Regel den Ph.D. – erworben. Die Vertrautheit mit der Sprache und der kulturellen Tradition ihres Heimatlandes gab den Chinesen und Japanern leicht einen Vorsprung gegenüber ihren im Westen aufgewachsenen Fachkollegen, die sich die notwendigen Sprach- und Sachkenntnisse erst mühsam in langjährigem Studium aneignen müssen. Der sich einem auf Ostasien bezogenen Fache zuwendende Studienanfänger im Abendland muß etwa dort beginnen, wo der Chinese oder Japaner im Kindergarten oder im ersten Jahr der Grundschule anfängt. Dagegen erfordert im Vergleich dazu für einen Hochschulstudenten aus China oder Japan die Beherrschung moderner, vorwiegend im Westen entwickelter wissenschaftlicher Arbeits- und Forschungsmethoden in der Regel einen wesentlich geringeren Aufwand an Zeit und Mühe. Denn einmal ist die moderne Arbeitsweise auf vielen Gebieten der Geisteswissenschaften zwar anders als die traditionelle ostasiatische, steht aber nicht in einem direkten Gegensatz dazu, und zum anderen sind moderne Arbeitsweisen bereits seit vielen Jahrzehnten in den Schulen Japans und etwas später auch Chinas eingeführt.

Da die amerikanische Gesellschaft im Gegensatz zu denen Europas eine Gesellschaft von Einwanderern ist, kann sie an ihren Hochschulen auch ohne größere Schwierigkeiten diese neuen Einwanderer aus Ostasien aufnehmen und integrieren. Und so haben heute die früheren Zentren amerikanischer Ostasienwissenschaften wie Harvard, Yale, Columbia, Princeton, Chicago, UC Berkeley,

1 P.H. KÖSTER (Rez.): Tsung-tung CHANG: „Der Kult der Shang-Dynastie im Spiegel der Orakelinschriften“, in: *Sinologica* 12; 3/4, S.209–211.

Stanford, Seattle, usw. alle einen oder mehrere Ostasiaten unter ihren Professoren. Es scheint fraglich, ob die amerikanische Ostasienwissenschaft ohne die zahlreichen Chinesen und Japaner sich in den letzten zwei Jahrzehnten zu der führenden Rolle in der Welt, die sie jetzt innehat, hätte entwickeln können.

In Europa ging die Entwicklung langsamer. Bis in die dreißiger Jahre spielte hier Frankreich die führende Rolle. Dann ließen äußere Umstände wie der Zweite Weltkrieg und die folgende Notzeit wie auch die vielfach starren, Neuerungen erschwerenden Formen der europäischen Universitätssysteme hier den Stand der Ostasienwissenschaften weit hinter dem der Vereinigten Staaten zurückbleiben. Ein Chinese oder Japaner auf einem Lehrstuhl einer europäischen Universität war noch bis in die 50er Jahre kaum denkbar. Eine beachtenswerte Ausnahme machte jedoch keine geringere als die Universität Oxford, die 1941 (?) den hervorragenden chinesischen Gelehrten Ch'en Yin-k'o auf den dortigen Lehrstuhl für Sinologie berief, wenn dieser auch infolge der Ereignisse des Krieges dem Ruf schließlich nicht Folge leisten konnte.²

In der Bundesrepublik sind seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre im Zuge einer allgemeineren Entwicklung der Ostasienwissenschaften³ auch zum ersten Male Chinesen und Japaner auf sinologische bzw. japanologische Lehrstühle berufen worden, nämlich in Hamburg, Bonn, Frankfurt und Berlin. Dies ist jedoch nicht ohne grundsätzliche Kritik geblieben.

In einer Besprechung des Buches von Tsung-tung CHANG: *Der Kult der Shang-Dynastie im Spiegel der Orakelinschriften* bemängelt der Rezensent P. Hermann KÖSTER, daß der Verfasser bestimmte allgemeine religionswissenschaftliche Arbeiten und darin angeschnittene für sein Thema relevante Fragen nicht berücksichtigt habe.⁴ Diese Kritik sei dem Rezensenten unbenommen, auch wenn damit kaum etwas über den eigentlichen Wert oder Unwert des Buches ausgesagt ist, das ja in erster Linie eine philologisch-paläographische Studie ist und nur in zweiter Linie die Religionswissenschaft berührt.⁵ Der Rezensent fährt dann aber fort: „Ist Chang vielleicht der Ansicht, wie so mancher junge Chinese im Ausland, daß die Kenntnis der chinesischen Sprache allein schon den Sinologen macht? Daß nur Chinesen auf den Lehrstühlen der Sinologie sitzen sollten? Dann muß er sich sagen lassen, daß zur Sinologie mehr gehört als eine noch so

2 Siehe den Nachruf auf Ch'en Yin-k'o von P. DEMIÉVILLE in *T'oung Pao* 57:1971, pp. 136–143, sowie LIU Mau-Tsai in *Oriens Extremus* 20:1973, S. 119–125.

3 Siehe z.B. Herbert FRANKE, *Sinologie an deutschen Universitäten*, Wiesbaden 1968; Fritz OPITZ, *Die Asienforschung in der Bundesrepublik Deutschland*, Hamburg 1971 (= Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg No. 41); zur Problematik auch Wolfgang FRANKE, „Probleme und heutiger Stand der China-Forschung in Deutschland“, in: *Moderne Welt. Zeitschrift für vergleichende geistesgeschichtliche und sozialwissenschaftliche Forschung* 1:3/4, 1959/60, S. 409–429.

4 In *Sinologica* 12:3/4, 1972, S. 209–211. – Nach Auskunft des Verlags für Recht und Gesellschaft, Basel, ist es sehr fraglich ob die Zeitschrift weiterhin erscheinen wird.

5 Vgl. dagegen die paläographischen Gesichtspunkte in den Mittelpunkt stellende Rezension von Paul M. SERRAYS in *JAS* 31:2, Feb. 1972, pp. 388–389.

gute Kenntnis der chinesischen Sprache, die nichts anderes ist, als eine notwendige Voraussetzung, Sinologe zu werden. Dazu gehört nun wohl doch neben dem Sprachlichen wenigstens eine gediegene Fachausbildung ... Bloßes Verdolmetschen ist noch keine Sinologie ...“ Was hat diese gegen Sinologen chinesischer Herkunft im Abendland gerichtete Polemik mit der Besprechung eines wissenschaftlichen Buches über ein Spezialthema zu tun? Bezichtigt sich der Rezensent nicht damit selbst der Voreingenommenheit?

Wie kommt P. Köster dazu, dem Verfasser jenes Buches die Ansicht zu unterstellen, „daß nur Chinesen auf den Lehrstühlen der Sinologie sitzen sollten“? Im Buch finden sich keinerlei Bemerkungen gegen westliche Sinologen, die auf eine solche Ansicht schließen ließen. Wer sind „die jungen Chinesen im Ausland“, denen ebenfalls diese Ansicht unterstellt wird? Das können doch wohl nur solche sein, die überhaupt nicht wissen, was Sinologie ist; sie würden den Deutschen entsprechen, die der Ansicht sind, daß eigentlich nur Deutsche als Germanisten an ausländischen Universitäten tätig sein könnten. Da P. Köster aber ausdrücklich den Verfasser des besprochenen Buches dieser Gruppe zurechnet, meint er offenbar die chinesischen Sinologen im Abendland, an die sich seine Schelte richtet. Was die Bezeichnung „jung“ anbelangt, so hat kein chinesischer Sinologe unter vierzig Jahren einen Lehrstuhl an einer deutschen Universität erhalten. Vielleicht hat P. Köster Erfahrungen aus der Vergangenheit auf die Gegenwart projiziert. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat gewiß „mancher junge Chinese im Ausland“, der noch eine traditionelle Ausbildung im klassischen Chinesisch gehabt hatte, auf die abendländischen Sinologen etwas verächtlich herabgesehen, die keine klassischen Texte auswendig konnten, keinen chinesischen literarischen Aufsatz schreiben und vielfach nicht einmal Chinesisch sprechen konnten. Sicherlich hat auch heute noch der in China aufgewachsene und erzogene Chinese sprachlich einen Vorsprung vor dem Fremden. Darüber hinaus muß aber heute auch ein Chinese das klassische Chinesisch und erst recht die Paläographie erst mühsam erlernen wie sein abendländischer sinologischer Kollege. Und wenn chinesische Sinologen auf einen Lehrstuhl in Europa oder Amerika berufen wurden, dann geschah es nicht deshalb, weil nach ihrer angeblichen Meinung „nur Chinesen auf den Lehrstühlen der Sinologie sitzen sollten“, sondern weil mehrere ihrer nichtchinesischen Fachkollegen sie als dafür qualifiziert hielten und nicht bereit waren, grundsätzlich verschiedene Maßstäbe für Einheimische und Fremde anzusetzen.

Es mag manchen jungen oder angehenden abendländischen Sinologen geben, der selbst nur ungenügende sprachliche Voraussetzungen im Chinesischen besitzt und es als unangenehm empfindet, wenn ihm Chinesen mit besseren Sprachkenntnissen kritisch auf die Finger sehen können. Leider zeigen sich gerade in Deutschland ganz allgemein immer wieder Tendenzen dieser Art gegen leistungsfähige fremde Konkurrenten, seien es ‚Gastarbeiter‘ oder Angehörige akademischer Berufe. Hier sollten wir etwas mehr von den Amerikanern lernen. Selbstverständlich gehört P. Köster nicht zu dieser Gruppe. Doch können Äußerungen wie die hier zitierten leicht als Wasser auf die Mühlen von Ressentiment und Mißgunst solcher Leute wirken. Nicht zum mindesten auf dem Gebiete der

Sinologie haben sich dort nicht wenige Chinesen in leitenden Hochschul-Positionen durch ihre wissenschaftlichen Leistungen hervorragende Verdienste erworben, wie z. B. Chao Yüan-jen, Ho Ping-ti, Hsiao Kung-ch' üan, Liu Tzu-chien, Yang Lien-sheng, um nur ein paar Namen unter vielen zu nennen.⁶

⁶ Vgl. hierzu z. B. auch „Neue Arbeiten zur Geschichte Chinas seit der Sung-Zeit“, in: *Oriens Extremus* 8:1, 1961, S. 101–129.